

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 6

Rubrik: Kommentar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PHILOSOPHIE DER INFLATION

Es wird immer klarer, dass die Sache der Ökonomie nicht die Ökonomie der Sache ist. Das bloss ökonomische Denken ist ganz eigentlich unökonomisch. Die Verschwendug als seelischer Exzess tritt dort auf, wo durch die blosse Steigerung der Quantität die Erlösung gesucht wird. Die Entwicklung der Wirtschaft, allerdings, täuscht über die ihr innewohnende schlechte Unendlichkeit hinweg. Es scheint, dass sie zu Formen kommt, die nicht nur Scheinformen sind. Der Mensch soll befreit werden durch das inhärente Gesetz der Wirtschaft selbst, nämlich durch deren quantitative Steigerung. Das System genügt, wie man glaubt, sich selbst, da es in seinem autonomen Interesse liegt, die Versorgung mit materiellen Gütern so zu erhöhen, dass keiner mehr Mangel leiden muss, dass die Arbeitszeit vermindert und Seele und Geist emanzipiert werden können.

Der Moralismus des Materiellen

Wenn es so ist, wie Max Weber es sieht, dass der Kapitalismus, was eine seiner wesentlichen Bedingungen anbelangt, vom Protestantismus, insbesondere vom Calvinismus ausgegangen ist – wobei man am besten vom Kapitalismus abstrahiert und von der «modernen Leistungsgesellschaft» spricht, denn die christliche Substanz, auf die hier ange-

spielt wird, hat zwei Entfremdungen durchgemacht, im Kapitalismus und im Kommunismus –, wenn also Max Weber recht hat, dann gleicht die moderne Leistungsgesellschaft insofern ihren christlichen Ahnen, als ihr Reichtum ein «christlicher Reichtum» ist, eine «reiche Armut», ein Reichtum, der nicht gehortet, nicht verzehrt, ja nicht einmal mit Satisfaktion betrachtet werden darf. Die Bewegung in dieser Gesellschaft ist ebenso unerbittlich wie universell, ja, man könnte geradezu von einem «metaphysischen Conatus» sprechen, von dem verwandelten christlichen Streben nach Tugend, der christlichen Tugend, die definitionsgemäß auch nicht ein «erworberner Schatz», sondern ein ewiger Conatus ist. So hungrern das Kapital nach Kapital, der Zins nach Zins, der Profit nach Profit, die Energie nach Energie, die Motoren nach Motoren, die Fabrikgebäude nach Fabrikgebäuden, die Organisation nach Organisationen, die Rationalisierung nach Rationalisierungen. Es ist kein Innehalten, denn die Industrie ist im wesentlichen ein *psychischer Zustand*, sie ist eine «Tugend», also der Zustand einer unersättlichen Seele, welche die Materie und die bearbeitete Materie, also die Materialität, die Werkzeuge, Maschinen, Motoren, Gebäude usf. an sich reisst, so dass kaum mehr unterschieden werden kann, was noch in die-

ser Materialität Innen oder Aussen ist, vielmehr entsteht der Eindruck, dass die Seele nun zum Werkzeug geworden ist, das Werkzeug zur Seele, oder die Maschine zur Seele und so weiter in unendlichem Progress, wie es sich dann ergibt. In dieser Bewegung, die nun vielleicht wirklich die «maladie de l'être» ist, von der Sartre uneigentlich spricht, ist das Ende nur die Endlosigkeit, ist das Ende das schlechte Gewissen, das nur beschwichtigt werden kann durch weitere endlose Bewegung.

Die Inflationsspirale

Wie kommt es zur Hitze, zur Überheizung der Konjunktur? Darüber könnten die Nationalökonomien ganze Bücher schreiben, haben sie auch geschrieben. Den Philosophen interessiert weniger der äussere Mechanismus der Inflation, sondern gewissermassen deren «Seele», der oben erwähnte «psychische Zustand». Da fällt auf, dass niemand an der Inflation schuld sein will, weder der einzelne Mensch noch der Mensch als Klasse. Der Arbeitnehmer gibt dem Profit der Unternehmer die Schuld, der Arbeitgeber tadelt die Lohnansprüche der Arbeitnehmer, beide zusammen fallen über den Staat her, dessen Haushalt aufgebläht sei, dieser seinerseits gibt den Vorwurf zurück und verlangt, dass Arbeitnehmer und Arbeitgeber mehr Mass halten sollten. Und trotz der gegenseitigen Vorwürfe drehen sie alle in schöner Eintracht an der Inflationspirale, der Arbeitnehmer, der Arbeitgeber, der Staat hilft mit. Was die Nationalökonomien, die sich um eine objektive Definition der Inflation bemühen, oft übersehen, ist die, man fühlt sich versucht zu sagen, tief «religiöse»

Innerlichkeit des Phänomens. Die Inflation steckt nicht nur in den Dingen der Wirtschaft, sie spielt sich nicht nur ab nach gewissen, der ökonomischen Analyse zugänglichen Gesetzen, sie ist auch ein Phänomen des menschlichen Innen, wir projizieren sie aus uns hinaus. Und gerade, weil wir die Inflation gerne «objektiv» sehen, gerade, weil wir mit ihr nichts zu schaffen haben möchten, *haben* wir mit ihr zu schaffen. Mein Name dürfte nicht Hase sein, ich sollte darum wissen, die Inflation ist nun einmal nicht denkbar ohne mich und ohne dich. Und worum dreht sich das ganze Karussell? Um Genuss? Ich glaube nicht, nicht in erster Linie. Eher um Prestige, eher um Status, und zwar bis in tiefe Arbeitnehmerschichten hinein. Wohl eher also um die «reiche Armut» (wie oben). Die teilweise Innerlichkeit des Phänomens eingeräumt, fragt es sich, ob man gegen die Inflation etwas mit moralischen Methoden ausrichten könne. Darüber las ich letzthin in der «Neuen Zürcher Zeitung» einen Artikel. Der Verfasser meinte, es sei nicht möglich, Kapuzinerpredigten nützen nichts. Er hat recht, ohne staatliche Massnahmen geht es nicht. Aber der Bürger und Normalverbraucher ist keine Marionette, er tanzt nicht an den Drähten staatlicher Verordnungen und Gesetze. Ohne die auch moralische Bereitschaft des Bürgers, am gemeinsamen Unternehmen des Kampfes gegen die Inflation mitzuwirken, bleibt die Legalität mit ihren Strafandrohungen ein Schlag ins Wasser.

Dialektik des Bedürfnisses

Marx hat, entsprechend dem Geiste seines Jahrhunderts, das Bedürfnis objek-

tiv, gewissermassen naturwissenschaftlich definiert. In der idealen Gesellschaft soll jeder Mensch nach seinen Bedürfnissen leben können. Im Vordergrund steht die Magenfrage. Ihre Lösung eröffnet auch den Zugang zur Kultur. Oder wie es Brecht, einigermassen massiv, ausgedrückt hat, zuerst das «Fressen», dann die Kultur. Wäre dem so, hätten wir keine Inflationsspirale. Das Bedürfnis liesse sich vom Staat her definieren, regulieren, zweckmässig einschränken. Der Staat weiss, was das Individuum braucht. In der Tat haben die sozialistischen Staaten, mit Ausnahme des liberaleren Jugoslawien, kaum Inflationsprobleme, dafür aber einen schwarzen Markt. Das Bedürfnis, jedoch, kann nicht nur «naturwissenschaftlich», also rein äusserlich, von der Ökonomie her definiert werden, es hat eine innerliche, eine psychologische, damit eine philosophische Dimension. Bedürfnis ist nicht nur, was ich brauche, also der «Gebrauchswert», sondern auch, was ich gern haben möchte, also der «Tauschwert». Damit eröffnet sich zugleich eine immense Höhe und ein Abgrund des Bedürfens. Damit eröffnet sich die Dimension der Phantasie, ja der Utopie der Persönlichkeit und der Gesellschaft. Entsprechend seiner ganz andern Richtung hat C. G. Jung die Innenseite des Bedürfnisses sehr gut gesehen. Es ist keineswegs zufällig, dass auch er den Begriff der Inflation kennt und psychologisch definiert. «Inflation» bedeutet für ihn «eine die individuellen Grenzen überschreitende Ausdehnung der Persönlichkeit durch Identifikation mit einem Archetypus oder, in pathologischen Fällen, mit einer historischen oder religiösen Figur.» Damit rücken wir der Moral und dem Zentrum der menschlichen Person wieder näher. Die

inflatorischen Gefühle und Vorstellungen, die wir mit unserer eigenen, höchst schätzbaren und kostbaren Person verbinden, können sich in Ausgaben niederschlagen, welche unser persönliches, aber auch das Budget der nationalen Ökonomie überschreiten. Das Bedürfnis schlägt von innen nach aussen durch, was zur Folge hat, dass der «Gebrauchswert» sich vom «Tauschwert» nicht trennen lässt. Was ich schätze, ist schätzbar, erhält dadurch einen Wert, zuerst einen inneren, subjektiven, dann einen objektiven, einen ökonomisch sich definierenden und definierbaren. Die Ökonomie ist eben auch so ein Zeug, aus dem sich Träume weben. Wenn wir das Bedürfnis überhaupt «in den Griff» bekommen wollen, müssen wir es auch *negativ* definieren. Es beginnt schon beim eigenen Leib, der Korpulenz des Amerikaners oder des – ach! – so gar nicht normalen Normalverbrauchers der Bundesrepublik. Die Ärzte wissen es. Diejenigen Artikel des «Readers Digest», der grössten Zeitschrift der Welt, die mit am meisten Aufmerksamkeit finden, handeln von kalorienarmen Mahlzeiten. Geniessen ohne Fett? Das wäre ja wohl auch ein Rezept für eine inflationsarme Wirtschaft. Gesundschrumpfung des Leibes, Gesundschrumpfung der Ökonomie. Eine gewisse Askese bekommt ihnen beiden recht gut.

Phantastik des Bedürfnisses

Es war einmal ein Sonnenkönig. Er baute sich das herrliche Schloss von Versailles mit den paradiesischen Gärten, die auch heute noch Ströme von Besuchern anziehen. Ludwig der Vierzehnte machte Schule im Europa der

absolutistischen Duodezfürstentümer, vor allem in Deutschland. Die grössten, kleineren und kleinsten Fürsten «identifizierten» sich mit dem Sonnenkönig, erlebten in dieser Identifikation eine Hochflut des Gefühls eigener Wertschätzung, suchten es dem Sonnenkönig möglichst gleichzutun an Palästen und Gärten – sehr zum Nachteil ihrer armen Völker. Die Bewegung setzte und setzt sich fort im 19. und im 20. Jahrhundert, eine Bewegung von oben nach unten der wachsenden materiellen Ansprüche und wachsenden Einkünfte – «Zeus als goldener Regen» –, die zugleich eine Gegenbewegung, eine Bewegung von unten nach oben ist, eine Bewegung steigender psychologischer Wertschätzung im Zuge der Identifikation. – Es beginnt mit den Fürsten, wie wir gesehen haben, es setzt sich fort mit den Adligen, die fürstlich leben wollen. Der Bürger seinerseits identifiziert sich mit den Adligen – man denkt an die Schlösser und Burgen der Gründerzeit. Der Arbeiter strebt in bürgerliche Höhen, eine Bewegung der Verbürgerlichung, die an den Grenzen der sozialistischen Staaten keineswegs Halt macht. Der Sonnenkönig in uns? Dazu gehört wohl auch, dass die Lohe von Aufwand, Pracht und Luxus vorzüglich *zwischen* den Geschlechtern, zwischen Mann und Frau in die Höhe schlägt. Man erinnert sich an die prächtigen Federn jenes balzenden Hahns, von dem der Verhaltensforscher Prof. Lorenz so gerne spricht, Federn, die schliesslich so schwer werden, dass der Vogel nicht mehr fliegen kann. Aber wir brauchen nicht die Geschichte zu bemühen, nicht den Sonnenkönig, nicht Zeus, auch nicht die Naturgeschichte, die ethologische Vergangenheit. In den USA ist von einer mythologischen Fa-

milie die Rede, die man «Jones» nennt, da man ihr doch einen Namen geben musste, so wie man Zeus einen Namen geben musste und seinen Brüdern, Schwestern und weitern Anverwandten. Die Glieder der Familie Jones heissen die «Joneses». Die Joneses verkörpern alles das, was der amerikanische Bürger *nicht* ist. Sie haben ein schöneres Haus, ihr Auto ist teurer. Ihr Swimming Pool ist grösster und prächtiger. Sie gehen nur nach Florida in die Ferien. Die Jones sind für den Amerikaner das unerreichbare Vorbild. Sie sind der «ewige Nachbar», der es immer besser hat und besser kann. Die Jones, sie weilen mitten unter uns. Nur weiss niemand, wo sie wohnen. Denn wenn wir einmal erreicht haben, was die Jones besitzen, so sind die Jones bereits wieder weiter. Sie sind wieder unsere Nachbarn und sie können es wieder besser und haben es besser. Die Bewegung wird weiter gehen, wenn wir ihr nicht von innen her Einhalt gebieten. Denn die Bewegung beginnt von innen her. Sie ist, mit Nietzsche zu reden, ein «aus sich rollendes Rad». Und was hat sie zur Folge? Eine dreifache Überforderung. Einmal die Überforderung der Natur. Wir kennen alle unsere Umweltsorgen. Dann die Überforderung des Menschen. Der Managertod. Und es ist bekannt, dass in der Bundesrepublik – und nicht nur in der Bundesrepublik – die Arbeitnehmer zu einem erschreckend hohen Prozentsatz sich aus Gesundheitsrücksichten frühzeitig pensionieren lassen müssen. Endlich die Überforderung des Geldes, die Inflation. Eine dreifache Überforderung, ein dreifacher Raubbau. Die Ärzte raten uns, uns von Tisch zu erheben, wenn wir noch ein leichtes Hungergefühl verspüren. Es sei gut für die Gesundheit. Aber wir

wollen uns nicht einschränken, wir wollen nicht hungern, nicht einmal gleichsam. Die Menschheit würde gerne hungern, gleichsam und vielleicht nicht einmal nur gleichsam, wenn sie etwas hätte,

wofür sie hungern könnte. Da liegt die Schwierigkeit. Es ist nicht die Schwierigkeit der Ökonomie.

Hans F. Geyer

DIE SACHE DER ÖKONOMIE

Hans F. Geyer beginnt seine lesenswerte, in diesem Heft abgedruckte «Philosophie der Inflation» mit der stechenden Metapher: «Die Sache der Ökonomie ist nicht die Ökonomie der Sache.» Richtig! Allerdings mit einiger Überspitzung formuliert. Damit ist in höchst eleganter Form der Sachverhalt ins Licht gestellt, dass es die Nationalökonomie vor allem und in erster Linie mit *Verhaltensweisen*, mit Verhaltensweisen von einzelnen Menschen, von Gruppen, von Haushalten, von Unternehmungen zu tun hat. Und wenn nicht alles täuscht, so liegt hier eines der Hauptprobleme der Nationalökonomie als Wissenschaft verborgen. Wie verhalten sich Menschen und Gruppen von Menschen unter wechselnden wirtschaftlichen Bedingungen, und wie kann – oder könnte – ihr Verhalten so beeinflusst werden, dass es sich in der Summe zu als wünschenswert erkannten wirtschaftlichen Globalergebnissen aufaddiert? In dieser Fragestellung ist letztlich das Wesen und die Problematik der Wirtschaftspolitik schlechthin enthalten. Wie könnte, das wäre die konkrete, von Hans Geyer aufgeworfene Frage, das Verhalten der Wirtschaftssubjekte dergestalt «gesteuert» werden, dass ein stabiler oder stabilerer Geldwert resultieren würde? Hier ver-

lässt die Nationalökonomie tatsächlich den rein sachlichen, den instrumentalen Aspekt und weitet sich zu dem aus, was Hans Geyer treffend als das «Phänomen der religiösen Innerlichkeit» bezeichnet.

Hans Geyer führt, von der Warte des Philosophen aus betrachtet, die Inflation auf die dem Menschen innenwohnende *Grenzenlosigkeit* vorwiegend der materiellen Bedürfnisse zurück, die, bestimmte wirtschaftliche Bedingungen vorausgesetzt, die Tendenz zur Überforderung des wirtschaftlich Möglichen hervorbringen kann. Die Inflation wäre mithin der Reflex eines menschlichen «Struktur»- oder «Naturgesetzes». Diese Aussage ist für den Nationalökonom nun allerdings nicht neu, wenn auch in der vorgetragenen Verabsolutierung nicht ohne Fragwürdigkeit. Er kennt dieses Phänomen, aber – und dies sei unumwunden zugegeben – er vermag es weder völlig zu durchschauen noch zu beherrschen. Und die Fortschritte, die in den vergangenen Jahren die für die Nationalökonomie unmittelbar verwertbare Verhaltensforschung vorzuweisen hat, sind nicht dergestalt, dass mit einigem Optimismus in die Zukunft geblickt werden könnte.

Vielleicht hat an diesem beklagens-

werten Zustand die neuere Entwicklung der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie keinen geringen Anteil. Obwohl sie einen beeindruckenden Bestand an Wissen vorzuweisen vermag, überspielt sie eben doch das aufgezeigte Dilemma mit einer mathematischen Formalisierung der denkbaren Verhaltensweisen, wobei zudem die eingebauten *Ceteris-paribus*-Regeln die Theorie nach aussen wohl abschirmen, sie aber gleichzeitig in ihrer praktischen wirtschaftspolitischen Verwendbarkeit bis zur Wertlosigkeit einschränken. Verhaltensweisen lassen sich in ihren Abhängigkeiten unschwer mathematisch umschreiben und in modelltheoretische Systeme einbauen. Nur besteht ständig Unsicherheit bis Ratlosigkeit darüber, *wie* die Verhaltengleichungen nun konkret verlaufen. Die Empiriker versuchen zwar mit einem bewundernswerten Einsatz, Verhaltensweisen unter bestimmten Bedingungen zu testen, zu eruieren und in «Regeln» einzufangen. Ihr Verlässlichkeitsgrad ist aber über weite Strecken noch keineswegs sehr überzeugend. Und – leider wird man auch dies festzustellen haben – vermag selbst die «Philosophie der Inflation» nicht sehr viel weiter zu helfen, weil sie sich im Bereich genereller Grundeinsichten bewegt, die eine nur geringe wirtschaftspolitische Praktikabilität aufweisen.

Es ist aber auch nicht damit getan, wenn der Staat die Bedürfnisse sozusagen «objektiviert» und sie, wie in den osteuropäischen Staaten, mit Hilfe der planwirtschaftlichen Instrumente, imperativ in die Wirklichkeit umsetzt. Die psychologische Dimension der tatsächlich existierenden Bedürfnisse verhindert, wie die Erfahrung gelehrt hat, ihre Vergewaltigung durch staatlich

«objektivierte» Bedürfniskriterien. Das Ergebnis der planwirtschaftlichen Bedürfniszucht sind Warteschlangen, Versorgungslücken auf der einen Seite bzw. nicht absetzbare Warenbestände auf der andern Seite. Auch die Planwirtschaft kennt das Phänomen der Inflation, das sich ja in verschiedenen Äusserungen, nicht allein in einer direkten Geldentwertung, manifestiert. Verringerung etwa der Qualität bei unveränderten Preisen ist auch eine Form der Inflation. Andere Beispiele liessen sich zitieren.

Das Inflationsproblem hat also auch vom Nationalökonom aus betrachtet eine ganz betont *moralische Komponente*. Würde es, wie durch ein Wunder, gelingen, das Verhalten der Menschen in ihren wirtschaftsrelevanten Handlungsweisen allein aus *Einsicht* zu steuern, dann wäre in der Tat jede direkte Wirtschaftspolitik überflüssig. Es wäre dann nur notwendig, das stabilitätskonforme Verhalten, an dem sich die Wirtschaftssubjekte zu orientieren hätten, zu bestimmen, was keineswegs allzu grosse Probleme stellen würde. Das wünschenswerte Verhalten würde als Leitlinie für das tatsächliche Verhalten normative Kraft gewinnen.

Aber so einfach liegen – leider – die Dinge nicht. Hans Geyer hat ein ganzes Bündel von Gründen dafür angegeben. Wirtschaftspolitik im Kleide von Sonntagsschulpredigten hat keinen Wirkungsgrad. Sie vermag bestenfalls naive Gemüter vorübergehend zu beruhigen. Und der moralische Appell an das «vernünftige» wirtschaftliche Verhalten wird in der Wirkung um so schwächer, je mehr die Gefahr einer Überforderung der wirtschaftlichen Kräfte wächst. Dort, wo er vorgetragen wird, trägt er denn auch mehr die Farben

eines vorgeschobenen Motivs, mit dem das Interesse an wirtschaftlichem Nicht-handeln kaschiert werden soll.

Damit ist das Stichwort «Interesse» und «Interessenkonflikt» gefallen. Der Nationalökonom ist auf Grund seines spezifischen Blickwinkels geneigt, das wirtschaftliche Verhalten im konkreten Falle aus der spezifischen wirtschaftlichen Interessenkonstellation abzuleiten. Auf der höchsten Abstraktebene tanzt dann die eindimensionale Figur des *Homo oeconomicus*, der sich ganz allein von seinen wirtschaftlichen Interessen bewegen lässt. Er ist eine blutleere Erscheinung, eine Karikatur. Er vermag dem Rätsel des menschlichen Verhaltens in seiner ganzen breiten Varietät ebenfalls nicht beizukommen.

Trotzdem ist für den Nationalökonomen die Lage nicht ganz so hoffnungslos, wie es im Blick *allein* auf die Zähmung des unlimitierten Willens zur Befriedigung materieller Bedürfnisse scheinen könnte. Würde der von Hans Geyer vorgetragene Gesichtspunkt verabsolutiert, sozusagen zu einem Naturgesetz erhoben, so müsste man jede Hoffnung auf eine erfolgreiche Inflationsbekämpfung fahrenlassen. So weit darf die Konsequenz indessen kaum getrieben werden. Skepsis muss allein schon die Tatsache erzeugen, dass es in der Geschichte der Menschheit trotz unlimitierter Bedürfnisse durchaus Phasen *ohne* Inflation gegeben hat. Die Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung in einem Masse, die zu einer inflationären Überforderung der Wirtschaft führen könnte, ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden, die keineswegs immer und überall gegeben sind, ganz abgesehen natürlich davon, dass inflationäre Erscheinungen nicht nur aus

der Quelle einer die wirtschaftlichen Kräfte übersteigenden individuellen oder kollektiven Bedürfnisbefriedigung fliessen. Bedürfnisse können nämlich nur dann marktwirksam werden, wenn die zu ihrer «Realisierung» notwendigen Zahlungsmittel vorhanden sind.

Aus diesem Grunde ist die Marktwirksamkeit der individuellen Bedürfnisse primär an die in einem Lande vorherrschende *Einkommensstruktur* gebunden, wobei in diesem Zusammenhang natürlich auch die Konsumkredite ins Bild zu setzen wären. Auch in Entwicklungsländern sind die individuellen Bedürfnisse unlimitiert. Die Einkommensstruktur verhindert indessen ihre exzessive Befriedigung. Die Inflation wird in diesen Ländern aus andern Quellen genährt. Wenn die Einkommensstruktur und die Einkommensentwicklung dergestalt sind, dass sich auf einzelnen Märkten eine Nachfrage aufbauen kann, die mit der realen Güterversorgung nicht mehr in Harmonie steht, dann muss dieses Spannungsverhältnis allerdings inflationäre Impulse produzieren. Dieser Sachverhalt könnte auch anders umschrieben werden: in einer Situation, in der die Nachfrage die reale Güterversorgung übersteigt, wird die Verteilung in mehr oder weniger grossem Masse durch den inflationären Prozess entschieden. Und wenn eine solche Konstellation vorliegt, so müsste sie offenbar über eine entsprechende Korrektur der monetären Nachfrage bereinigt werden.

Hier erst beginnen die Schwierigkeiten einer jeden Stabilitätspolitik, weil die Korrektur einen wirtschaftspolitischen *Entscheid* erfordert, in den in den meisten Ländern mit parlamentarischer Demokratie auch jene Kreise einbezogen sind, die von einer

inflationären Entwicklung profitieren bzw. durch deren Beseitigung eine Verschlechterung oder zumindest keine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage *erwarten*. Inflationsbekämpfung entpuppt sich mithin *zuerst* als ein Problem des Entscheidungsprozesses, und dies ganz besonders in einer Epoche, in der, um beim Beispiel der Stabilitätsgefährdenden Konsumgüternachfrage zu bleiben, die Löhne keine Elastizität nach unten mehr kennen.

Das Gesagte gilt nun aber keineswegs allein für die Gruppe der Arbeitnehmer. Aus dem «legitimen» Hang, die Dämpfungsopfer weiterzuschieben, entsteht die Konjunkturpolitik der zweiten Person Einzahl. Hans Geyer ist nicht sehr überzeugt von der Wirksamkeit interventionistischer wirtschaftspolitischer Massnahmen – und dies sicherlich mit guten Gründen, wenn unter Interventionismus eine Änderung des wirtschaftlichen Verhaltens mit Hilfe von Geboten und Verboten verstanden wird. Die Betroffenen versuchen dann stets, weil sich ihre Handlungsmotivation ja nicht geändert hat, durch die Maschen der gesetzlichen Vorschriften zu schlüpfen. Der Gesetzgeber reagiert darauf zumeist mit neuen Massnahmen, die das Netz enger knüpfen sollen. Interventionismus gebiert immer mehr Interventionismus.

Wenn die Wirtschaftspolitik hingegen versucht, die Wirtschaftssubjekte an ihrem schwächsten Nerv, nämlich am *Eigeninteresse*, zu treffen, dann beginnt sich die Motivation ihres Handelns zu ändern. Der wirtschaftspolitische Wirkungskoeffizient kann höher veranschlagt werden. Das ist das Wesen einer *marktkonformen Wirtschaftspolitik*, die nicht über Vorschriften agiert, sondern über eine entsprechende Än-

derung der Marktbedingungen, die die *Rechnung* der Marktteilnehmer tangiert. Das Interesse an einer bestimmten Handlungsweise beginnt sich zu verschieben.

Ein letzter Gedanke ist in dieses Diagramm einzufügen. Wirtschaftliche Instabilität deutet stets auf ein Auseinanderklaffen von gesamtwirtschaftlichem und einzelbetrieblichem Interesse bzw. demjenigen einzelner Gruppen. Das wirtschaftliche Gesamtinteresse misst sich an den Ordnungsvorstellungen, in concreto an den marktwirtschaftlichen Ordnungsvorstellungen, wenn in einem Lande die Marktwirtschaft als Organisationsprinzip akzeptiert worden ist. Das Gesamtinteresse lässt sich relativ exakt, bezüglich der Stabilitätspolitik sogar sehr eindeutig definieren. Die vom Gesamtinteresse abweichenden Gruppeninteressen provozieren im Kern Systemänderungen. Kein freiheitliches Wirtschaftssystem erträgt auf die Dauer Inflation ohne Substanzverlust an wirtschaftlicher Freiheit. «Die Ärzte raten uns, uns vom Tisch zu erheben, wenn wir noch ein leichtes Hungergefühl verspüren. ... Aber wir wollen uns nicht einschränken», schreibt Hans Geyer. «Die Menschheit würde gerne hungrern ..., wenn sie etwas hätte, *wofür* sie hungrern könnte.» Aus diesen Worten spricht ein hochgemuter Pessimismus, der in dieser prägnanten Form vielleicht nicht völlig gereffertigt erscheint. Die Zahl derer, die wissen, *wofür* sie hungrern, kann dann erhöht werden, wenn das Problem schärfer ins Bewusstsein dringt. Dahinter steht ein – zugegebenermaßen – langwieriger Aufklärungs- und Informationsprozess. Zur Illustration wäre das Stichwort Umweltschutz vielleicht

nicht schlecht gewählt. Auch die Inflation ist eine Form von geistiger Umweltverschmutzung. Wäre es als völlig hoffnungslos zu veranschlagen, eine Kampagne gegen *diese* Form der geistigen Umweltverschmutzung in Szene zu setzen? Und zwar eben nicht im Sinne von Kapuzinerpredigten, aber im Sinne einer breit angelegten und immer wieder vorgetragenen Aufklärung über die ordnungspolitischen Zu-

sammenhänge und die sich daraus ergebenden Interessenprioritäten. Damit liessen sich vielleicht mit der Zeit die Interessendivergenzen etwas einengen, denn die Kenntnis über den Sinn einer auch nur einigermassen gefestigten Ordnungspolitik ist in einem breitern Publikum, nicht zuletzt auch bei den Unternehmern, nur rudimentär ausgebildet.

Willy Linder

WIRTSCHAFTSPOLITISCHE KONZEpte – ZUR KLÄRUNG EINES VIELGEBRAUCHTEN BEGRIFFES

Reagieren oder agieren?

Immer häufiger taucht bei politischen Diskussionen die Frage nach dem Konzept auf, das Initiativen, Abstimmungsvorlagen oder Lösungsvorschlägen für bestimmte Probleme zugrunde liegt. Mehr oder minder zufällige Kompromisse und Provisorien, wie sie in unserer pluralistischen Gesellschaft nur allzu oft das Bild der politischen Praxis kennzeichnen, werden zunehmend kritisiert. Idealisten wie Gesellschaftskritiker aller Schattierungen möchten die Politik nicht mehr als «Fahrt ins Blaue» sehen, sondern fordern klare Konzepte.

Hinter dieser Forderung lässt sich die schon seit der Antike bekannte Tatsache erkennen, dass jede Politik, die nicht nur reagieren, sondern agieren will, eine «grosse Linie» als Bezugssystem für ihr Handeln benötigt. Eben dieses Bezugssystem ist gemeint, wenn von einem Konzept die Rede ist. Allerdings ist der Begriff des Konzepts im politischen und journalistischen Sprachgebrauch längst zur gängigen Münze geworden. Die «Vereinbarung

der Regierungsparteien und -fraktionen über die Legislaturziele 1971–1975» gehört ebenso dazu wie das Entwicklungskonzept für die Förderung der Berggebiete oder das Verkehrskonzept für eine Gemeinde. Die Raumplaner entwerfen überall Leitbilder für kleinere oder grössere Gebiete, für kürzere oder längere Zeiträume.

Die häufige Verwendung des Konzept-Begriffes bedeutet aber keineswegs, dass über diesen Begriff ein allgemeiner Konsens besteht. Meist möchte man nur die Entwicklung in der einen oder anderen Weise steuern, um nicht von den «Sachzwängen» überrollt zu werden. Viele Diskussionen zeigen, dass der Konzept-Begriff oft nur dazu dient, einen nicht vorhandenen Konsens zu überdecken. Versuchen wir daher, zur Klärung dieses viel gebrauchten Begriffes einen kleinen Beitrag zu leisten.

Merkmale wirtschaftspolitischer Konzepte

Ein Konzept dient gewissermassen als Kompass im Dickicht der immer neuen und immer anderen Fragen, mit denen

sich die Politik laufend auseinandersetzen muss. Üblichem nationalökonomischen Sprachgebrauch folgend soll daher unter einem Konzept ein *längerfristig gültiges Leitbild* verstanden werden, *das für die wirtschafts- und gesellschaftspolitische Aktivität Grundsätze, Ziele und Instrumente in einen möglichst widerspruchsfreien Zusammenhang zu bringen sucht*. Ein Konzept lässt sich demnach im wesentlichen durch vier Merkmale charakterisieren.

In den *Grundsätzen* kommt der Tatbestand zum Ausdruck, dass ein Konzept das Verbindungsglied zwischen politischen Werthaltungen einerseits – seien sie nun nach dem jeweiligen Wählerwillen mehr liberaler, konservativer, sozialistischer oder sonstiger Richtung – und der politischen Praxis andererseits herstellen soll. Im westdeutschen «Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft» von 1967 heisst es beispielsweise, dass die darin vorgesehene Politik sich «im Rahmen der marktwirtschaftlichen Ordnung» bewegen soll. Vielfach bedürfen solche Grundsätze der weiteren Aufgliederung. Auch ist hier dann der Platz, um allfällige Ausnahmebereiche zu konstituieren, auf die das Konzept nicht angewendet werden soll.

Stecken die Grundsätze den Rahmen ab, so geben die *Ziele* an, was innerhalb dieses Rahmens geschehen soll. Im Idealfall enthält ein Konzept ein Ziel-System mit abgestimmter Rangordnung der Einzelziele (Prioritätenskala). Da aber solche Zielprioritäten oft nicht im voraus fixierbar sind, sondern von den jeweiligen Verhältnissen abhängen, kommt es für ein Konzept mehr darauf an, welche Ziele überhaupt angestrebt werden sollen.

Um Ziele zu erreichen, bedarf es der

Instrumente. Bei der Formulierung eines Konzeptes ist dabei von Bedeutung, welche Instrumente zur Verfügung stehen beziehungsweise eingesetzt werden können. Auch die Instrumente unterliegen der grundsätzlichen Bindung, das heisst bestimmte Instrumente können im Rahmen eines Konzeptes als nicht zulässig deklariert werden (Grundsatz der Systemkonformität). Als Beispiel sei etwa auf die Kreditbegrenzung im Rahmen des gegenwärtig diskutierten konjunkturpolitischen Konzepts hingewiesen.

Schliesslich sollen Grundsätze, Ziele und Instrumente in einen *möglichst widerspruchsfreien Zusammenhang* gebracht werden. Probleme ergeben sich hier vor allem, wenn ein ausgeprägtes Teilkonzept (zum Beispiel auf sektoral- oder regionalpolitischem Gebiet) gewisse Widersprüche zu einem vergleichsweise lockeren Gesamtkonzept aufweist. In einer primär marktwirtschaftlich orientierten Wirtschaftsordnung besteht beispielsweise in den politischen Ausnahmebereichen (Agrarsektor!) eine gewisse Tendenz, «am Markt vorbei» zu produzieren.

Gesamt- und Teilkonzept

Mit der Unterscheidung von Gesamt- und Teilkonzept haben wir einen weiteren Ansatz zum besseren Verständnis des Konzept-Begriffes. Wenn etwa vom wirtschaftspolitischen Konzept einer Regierung die Rede ist, so ist damit in der Regel das *Gesamtkonzept* gemeint. Wie schon die Bezeichnung andeutet, soll es für die gesamte Volkswirtschaft gelten. Das Schwerpunkt wird daher mehr auf den Grundsätzen der wirtschaftspolitischen Aktivität lie-

gen. So spricht man beispielsweise von der Sozialen Marktwirtschaft in Westdeutschland, von der Planifikation in Frankreich oder vom Wohlfahrtsstaat in Schweden, wenn solche Gesamtkonzepte gemeint sind.

Charakteristisch für Gesamtkonzepte ist ihre Ergänzungsbedürftigkeit durch *Teilkonzepte*, bei denen dann Ziele und Instrumente ein grösseres Gewicht haben. Denn die meisten Probleme der Wirtschaftspolitik stellen sich nicht so sehr für die Gesamtwirtschaft, sondern betreffen bestimmte strukturelle, funktionelle oder personelle Sachgebiete. In struktureller Hinsicht kennen wir beispielsweise längerfristige Leitbilder für den Agrar-, Verkehrs-, Energiesektor usw. sowie für die Regionalpolitik. In funktioneller Beziehung stehen Konjunktur- und Wettbewerbspolitik im Vordergrund, in personeller die verschiedenen Gruppen, zu deren Gunsten Systeme der sozialen Sicherheit geschaffen werden. Je näher im Teilkonzept an die konkreten Probleme herangegangen wird, um so mehr erfährt es seinerseits eine Aufgliederung. So steht etwa das Gesamtverkehrskonzept (also volkswirtschaftlich gesehen ein Teilkonzept) zur Debatte, das für die einzelnen Verkehrsträger wiederum Leitbilder enthalten soll (deren «möglichst widerspruchsfreier Zusammenhang» dann in Form der «Verkehrskoordination» herzustellen versucht wird).

Anhand der Unterscheidung von Gesamt- und Teilkonzepten lassen sich bereits eine Reihe von Schwierigkeiten erkennen. Ist ein Teilkonzept zu sehr darauf bedacht, die Sachprobleme seines Gebietes dem Gesamtkonzept zu unterwerfen (dabei unterstellen wir, dass es ein solches gibt), dann besteht

die Gefahr, dass allzu praxisferne und darum kaum realisierbare Forderungen aufgestellt werden. Widerstände können aufbrechen, wenn etwa «Strukturwandel durch Gesundschrumpfen» auch noch quantifiziert wird und damit gerade die vielleicht durchaus vorhandene Anpassungsfähigkeit und -willigkeit gelähmt werden.

Entfernt sich umgekehrt ein Teilkonzept für seinen Anwendungsbereich zu sehr vom Gesamtkonzept, besteht die Gefahr, dass die innere Geschlossenheit der Wirtschaftspolitik verlorengeht – ein Zentralproblem des punktuellen Staatsinterventionismus. Die grösseren Zusammenhänge, in die jeder strukturelle, funktionelle und personelle Bereich hineingestellt ist, schwinden um so mehr, je stärker und unelastischer die Teilkonzepte ausgeprägt sind. Beispiele sind etwa die bekannten Konflikte zwischen der Sicherheit der nationalen Versorgung und den marktbedingten Strukturwandlungen im Agrar- oder Energiesektor.

Die Doppelfunktion wirtschaftspolitischer Konzepte ...

Erschwert wird die Erörterung wirtschaftspolitischer Konzepte ferner durch ihre zweifache Funktion. Primär stellen sie längerfristig gültige Leitbilder für das wirtschaftspolitische Handeln dar. Sekundär dienen sie aber auch als Propagandainstrument. Nur günstigenfalls harmonieren Leitbild- und Propagandafunktion miteinander.

Am stärksten tritt die Propagandafunktion bei Wahlprogrammen zutage, bei denen es darum geht, durch möglichst einprägsame Slogans Wählerstimmen zu gewinnen. Klassische Beispiele

dafür liefern die amerikanischen Präsidentenwahlen. Mit Kurzformeln für Gesamtkonzepte wie «New Deal» (*Roosevelt*), «Fair Deal» (*Truman*), «New Frontier» (*Kennedy*) oder «Great Society» (*Johnson*) gelang es, die Wähler im gewünschten Sinne zu mobilisieren. Von besonderer Wirksamkeit erwies sich auch das von *Müller-Armack* entworfene Gesamtkonzept «Soziale Marktwirtschaft», das Leitbild- und Propagandafunktion in sich vereinigte und richtungweisend für die westdeutsche Wirtschaftspolitik nach 1948 gewesen ist.

Konflikte zwischen Leitbild- und Propagandafunktion müssen klar gesehen werden. Je mehr die Propagandafunktion durch Slogans in den Vordergrund gerückt wird, um so stärker wird auch die emotionale Sphäre der Bürger angesprochen. Die Chancen für einen möglichst widerspruchsfreien Zusammenhang von Grundsätzen, Zielen und Instrumenten werden dadurch nicht gerade gefördert.

... und ihr Stellenwert in der Praxis

Wenn man davon ausgeht, dass die Leitbilstfunktion längerfristigen Charakter hat, die Propagandafunktion dagegen eher kurzfristig orientiert ist, wird man das Verhältnis von Konzept und Realität sinnvollerweise an der Leitbilstfunktion zu beurteilen haben. Wie steht es nun mit der tatsächlichen Bedeutung wirtschaftspolitischer Konzepte in der Praxis? Erfüllen sie wirklich ihren Zweck als Bezugssysteme für politisches Handeln? Oder sind sie

nur Ausdruck einer «Politik der grossen Worte», der bestenfalls «kleine Schritte» folgen?

«Mir sagen alle erfahrenen Leute, dass es einer amerikanischen Regierung einfach nicht möglich sein werde, erst die Endziele ... und dann die Taktik auf diese Endziele festzulegen.» Dieser provozierende Satz, der die prinzipielle Möglichkeit einer «Politik aus einem Guss» leugnet, stammt nicht etwa von einem «wissenschaftsfrustrierten» Politiker, sondern von einem in der Politik sehr aktiv tätigen Wissenschaftler, und zwar von *H. A. Kissinger*, dem aussenpolitischen Berater des amerikanischen Präsidenten *Nixon*. Er kennzeichnet ein Grundproblem aller Konzepte, nämlich die Frage, in welchem Masse es überhaupt möglich ist, Leitbilder für politisches Handeln mit der Dynamik der Verhältnisse in Einklang zu bringen.

Einerseits muss ein Konzept hinreichend Spielraum lassen für ungewisse Entwicklungen in der Zukunft. Die Lösung neuer Probleme darf also nicht durch programmierte Scheuklappen erschwert werden. Andererseits soll das Konzept auch wiederum nicht zu grob gerastert sein; denn dann vermag es der Politik nicht mehr als Richtschnur zu dienen. Wie schwierig es ist, zwischen dogmatischer Fixierung und richtungslosem Pragmatismus Orientierungshilfen für ein möglichst grundlegendes und zugleich elastisches Handeln zu finden, wird bei der heutigen Euphorie für Konzepte und Leitbilder aller Art nur zu oft übersehen.

Egon Tuchfeldt

WIR SCHWEIZER UND DER WEISSE RASSISMUS

Immer wieder wird das Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates – besonders in der Schweiz – kritisiert, das doch gewisse praktische Konsequenzen aus dem Zustand der Welt, wie wir sie heute kennen, zu ziehen versucht.

Könnten wir von der gegenwärtigen Lage der Welt eine Momentaufnahme machen, dann sähe es weithin so aus, dass es immer noch einzig die Weissen seien, welche überall den Ton angeben und die Farbigen diskriminieren, trotz gegenteiliger Beteuerungen und trotz Menschenrechtskonvention. Noch auffälliger aber wäre in dieser Momentaufnahme die Feststellung, dass die Weissen den grössten Teil der Christenheit ausmachen, einer Christenheit, die letztlich einzig mit den Worten des Alten Testaments «Machet euch die Welt untertan» und «Einer ist euer Gott, ihr aber seid alle Brüder» ihr Wirken in der Welt und ihren Universalismus begründet. Ein Wirken, das heute allgemein sichtbare ominöse Konsequenzen gezeigt hat, und ein Universalismus, welcher endlich auf allen Gebieten weltweit angestrebt wird und wahrhaft notwendig ist.

Eine Momentaufnahme kann wohl den augenblicklichen Zustand und vielleicht – im Blick auf die Menschenrechte – die Notwendigkeit seiner Änderung, doch kaum die Ursachen seines Soseins, und schon gar nicht ein gerechtes Urteil oder gar Gesichtspunkte zukünftigen Handelns aufzeigen.

Dies gilt besonders für den weissen Rassismus und für manche der Urteile, die heute – bei uns und unter den Farbigen selbst – darüber zu hören sind.

Auch in der Schweiz, besonders in Kreisen der christlichen Kirchen, sind Unruhe und Unsicherheit entstanden, seitdem der Ökumenische Rat der Kirchen, dem auch unsere reformierten Kirchen angehören, konkrete Schritte zur Verwirklichung seines Antirassismus-Programms zu unternehmen begann. Dazu gehört die Schaffung eines Fonds, aus welchem Beiträge an Organisationen ausgerichtet werden, die für Rechte und faktische Gleichberechtigung Farbiger eintreten. Unter diesen Organisationen befinden sich einige wenige, welche nicht nur für Schulung, Pflege und allgemeine soziale Förderung ihrer Leidensgenossen eintreten – und für solche Zwecke allein sind die Mittel aus dem Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates bestimmt –, sondern daneben auch in gewalttätige Aktionen, mit dem Ziel der Befreiung von der Vorherrschaft der Weissen, verwickelt sind. Wenn wir Schweizer fast instinktiv mit der Befreiung unterdrückter und abhängiger Völker – mit ihrem Freiheitskampf – sympathisieren, so möchten wir natürlich doch, dass alles geordnet und gewaltlos, mit demokratischen Methoden, erfolge. Dabei denken wir zu wenig daran, dass unsere heutige Situation auch nicht von einem Tag auf den andern, sondern oft erst im Laufe von Jahrhunderten – nicht immer ohne Gewalt – so geworden ist. Zum Verständnis anderer Verhältnisse, anderer Menschen und Völker genügt es daher nicht, unsere Schlüsse einzig aus Momentaufnahmen zu ziehen. Beiläufig sei gesagt, dass das Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates und auch manche seiner konkreten Verlautbarungen und

Aktionen jüngeren Datums dazu beigebragen haben, die Christenheit bei gewissen farbigen Völkern wieder glaubhaft zu machen. (Es sei nur daran erinnert, dass es hauptsächlich der – von der OAU ausdrücklich gewünschten – Vermittlung durch den Ökumenischen Rat zu verdanken ist, dass der mörderische Vernichtungskrieg gegen die Völker des südlichen Sudans beigelegt werden konnte.)

*

Fünf Tatsachen können helfen, die Probleme der Welt besser zu verstehen und Hinweise für unser Verhalten zu finden.

1. Die grosse zeitliche Verschiebung analoger Phasen in der Entwicklung einzelner Völker: Eine bestimmte Richtung in der Psychologie vertritt die Auffassung, dass – in zeitlich geraffter Weise – der einzelne Mensch in seiner Entwicklung, vom Stadium des Neugeborenen an, mehr oder weniger alle Phasen durchläuft, welche die Menschheit als Ganzes durchgemacht hat. Höhlen, Hütten und Wohnnester unserer Sechs- bis Zehnjährigen erinnern daran, dass in den Urzeiten die Menschen entsprechend gelebt haben.

Es scheint ähnlich zu sein beim Werden eines wenig entwickelten, dazu noch in Abhängigkeit lebenden Volkes, besonders wenn auch hier konkrete Vorbilder verwirklicht werden wollen. Gewisse Länder Südamerikas befinden sich gesellschaftlich in Phasen, wie sie in einzelnen Orten der Eidgenossenschaft noch vor zwei Jahrhunderten, jedenfalls vor den Umwälzungen, welche die Französische Revolution auch bei uns auslöste, bestanden hatten. Gewisse neue Staaten Afrikas durchlaufen bei

ihrer Einigung und Stabilisierung Phasen, die an Ereignisse der Alten Eidgenossenschaft, der Helvetischen Republik, aber auch des Bundesstaates nach 1848 erinnern. Wir wissen auch, dass Schweizer Söldner oft nach Süden zogen und sich in den italienischen Landen durchaus nicht immer sehr sittsam auführten. Einer der Päpste soll sogar veranlasst haben, ein kleines weisses Kreuz in der Ecke der blutroten Fahne der Schwyzer anzubringen, um letztere daran zu erinnern, dass auch sie Christenmenschen seien.

2. Die unmittelbare Erfahrbarkeit des Geschehens auf der ganzen Welt: Die moderne Nachrichtenübermittlungs-technik brachte es zustande, dass wir das Geschehen auf der ganzen Welt sofort erfahren und sogar sehen können – falls wir wollen. Dadurch wird jedes Ereignis, das irgendwo auf der Welt geschieht, praktisch zur gleichen Zeit an jedem andern Ort bekannt, so dass eine weltweite Reaktion darauf möglich ist.

Diese unmittelbare Erfahrbarkeit allen Geschehens und die Möglichkeit eines sofortigen Eingreifens der Interessierten (Grossmächte, UNO usw.) erschweren den direkt Betroffenen eine eigene Stellungnahme.

3. Die Bürden der Vergangenheit: Einzelmenschen und Völker gleichen sich: Wie die meisten Menschen, möchten sich auch die Völker nicht nur behaupten, sondern wachsen, mächtiger, angesehener werden. Abenteuerlust und Entdeckungsfreude, Besitzstreben und Geltungsbedürfnis gehen dabei Hand in Hand. So kam es seit undenklichen Zeiten zu Kolonialismus und Imperialismus. Denken wir nur an die Phönizier, Ägypter, Perser, Griechen, Römer, Indianer, Chinesen usw. im Altertum, an die Araber, Kreuzritter, Türken, aber auch

an die Eidgenossen im Mittelalter, und denken wir an Portugal, Spanien, England, Frankreich, Holland, aber auch an Russland, Deutschland und Italien in der neueren Zeit. Tragisch ist diese Entwicklung deswegen, weil in der Neuzeit in erster Linie Weisse über Farbige herrschten. Dadurch vor allem entstand der weisse Rassismus.

4. Die Technisierung auf allen Lebensgebieten: Auch als moderne Menschen zitieren wir gerne das bereits erwähnte alttestamentliche Wort «Machet euch die Welt untertan» und begründen damit – wohl zu Recht – eine der Grundlagen für die ungeheure Entfaltung von Wissenschaft und Technik. Auf allen Gebieten wird jedes Geschehen immer mehr einzig aus der Perspektive der Anwendung menschlichen Wissens, der Nutzung der Naturschätze und der technischen Möglichkeiten gesehen. Die Technik wird zum Götzen. Denn wir vergessen die Zehn Gebote, die im Alten Testament sogar kurz nach der eben zitierten Stelle stehen und deren erstes und wichtigstes lautet: «Du sollst keinen andern Gott neben mir haben.»

5. Die bisher grösste Entfaltung erlebte das Christentum in der Welt des Westens: Wohl breitete sich, ausgehend von Palästina, die christliche Botschaft zunächst nach allen Richtungen aus: nach Süden (Ägypten, Äthiopien), nach Osten (Indien), nach Norden und Westen (Kleinasien und Europa). Die Ursache, dass das Christentum schliesslich vor allem in Europa, in der Welt der Weissen, Wurzel fasste und sich später von hier aus wieder ausbreitete, ist menschlicher Ergründung kaum zugänglich. Dass das Christentum, wenn auch grundsätzlich unabhängig vom Kolonialismus, oft ungewollt in dessen

Schlepptau oder als dessen Vorposten auftrat, gehört zu den tragischsten geschichtlichen Tatbeständen.

*

Diese fünf Tatsachen, vor allem aber die zuletzt erwähnte, welche auch dem, was man mit «Europazentrismus» bezeichnet, zugrunde liegen, müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir den weissen Rassismus und die besondere Rolle, welche die Schweiz dabei spielt – durch die Beteiligung an der wirtschaftlichen Ausbeutung der Dritten Welt –, verstehen wollen. Es erfüllt uns mit Dankbarkeit, dass wir die notwendigen Etappen auf dem Wege zu Freiheit, Unabhängigkeit und Demokratie schon früh, zum Beispiel 1847, 1798, 1515, 1499, ja 1291 durchleben und durchkämpfen konnten, als es noch keine weltweite Kommunikation gab, und besonders, dass wir auf Kolonialismus erstmals bereits nach Marignano, dann wieder und endgültig nach 1798, verzichteten – verzichten mussten. Wachen wir aber darüber, dass der Kolonialismus nicht in moderner wirtschaftlicher Form, in falscher menschlicher und politischer Haltung aufersteht! Wir müssen uns der Tatsache bewusst bleiben, dass wir zu Europa, zur Welt der Weissen und zur Christenheit gehören, deren Schicksal und deren Aufgaben auch unser Schicksal und unsere Aufgaben sind. Vor allem darf nicht vergessen werden, dass unser heutiger Reichtum aus Armut erwachsen ist, und dass er sich – wenigstens teilweise – heute noch dank der Armut der andern – besonders der Völker der Dritten Welt – erhält und vermehrt. Dann werden wir uns nicht durch Argumente wie «Wenn wir Christen Ent-

wicklungsprogramme von Bewegungen unterstützen, die u. a. gewalttätige Mittel in ihrem Freiheitskampf verwenden, unterstützen wir indirekt diese Gewalt» verwirren lassen. Zudem: wenn unter dem Schutzzeichen des Roten Kreuzes Verwundete geschont und gepflegt werden, wird indirekt dazu beigetragen, dass solche ehemaligen Verwundeten wieder zu gewalttätigem Einsatz gelangen. Möchten wir jedoch deshalb auf das Rote Kreuz, diesem Zeichen dafür, dass der Gewalttätigkeit Grenzen gesetzt sind, verzichten? Wir müssen unsere privilegierte Stellung sehen und wissen, worauf sie gegründet ist, dann wer-

den wir anders urteilen. Dann wird auch das Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates als bescheidener Beitrag der Christenheit zur Überbrückung des Grabens zwischen der wenig entwickelten Dritten Welt und unserer, in mancherlei Weise fehlentwickelten Welt des Westens erkannt werden.

So sollte insbesondere auch uns Schweizern, im Lande der Freiheitskämpfe, der Reisläufer und des Roten Kreuzes, dieses Programm verständlich sein, wenn nicht sogar als notwendig erscheinen.

Rodolfo Olgiati

DIE HANDZEICHNUNGEN VON PAUL KLEE

Zur Ausstellung im Kunstmuseum Bern

An Gelegenheiten, grössere Kollektionen aus dem Schaffen Paul Klees zu sehen, hat es in den letzten Jahren nicht gemangelt. Während die Kunsthalle Basel vor allem wesentliche Werke aus den Vereinigten Staaten herüberholte, stellte das Kunstmuseum Bern einen Katalog mit der stolzen Zahl von rund 250 Gemälden, farbigen Blättern und Plastiken aus den eigenen Depots zusammen, in St. Gallen und Thun wurden Zeichnungen aus den Beständen der Klee-Stiftung gezeigt und in diesem Frühjahr in Baden eine Auswahl von Handzeichnungen aus der Sammlung von Felix Klee. Ausserdem sind im Berner Kunstmuseum dauernd ein paar Säle mit Werken der Klee-Stiftung belegt.

Bei all dem begegnet man doch häu-

fig demselben Kernbestand von Hauptwerken, die dann auch in den Katalogen reproduziert sind; aber das gewaltige Oeuvre von Klee – das von ihm selbst angelegte Verzeichnis zählt etwa 9000 Nummern – bleibt nach wie vor unüberblickbar. Ideales Ziel wäre ein umfassender Oeuvre-Katalog. Mindestens einen Schritt dazu hat nun das Kunstmuseum in Bern getan. Die gegenwärtige Ausstellung ist mehr als eine Touristenattraktion der «Klee-Stadt». Sie ist sozusagen Nebenprodukt einer wichtigeren Arbeit: das Eigentum der Klee-Stiftung wird katalogisiert. Es handelt sich dabei mit über 2500 Werken um die wohl wichtigste Klee-Sammlung überhaupt. Zu ihr gehören insbesondere 2253 Handzeichnungen, das ist fast die Hälfte von Klees zeichneri-

schem Werk. Ihre Bearbeitung ist dem jungen deutschen Kunsthistoriker Jürgen Glaesemer anvertraut. Nun liegt der Katalog eines Drittels der Handzeichnungen vor, von der Kindheit bis 1920. Der zweite Teil soll 1976 erscheinen, der dritte 1979 zu Klees hundertstem Geburtstag.

Diesen Katalog nun hat man sich vorzustellen als einen grossformatigen, über 300 Seiten starken Kunstband, in dem alle 690 Zeichnungen, zum Teil ganzseitig, abgebildet sind. Die präzisen Angaben zu jedem Blatt (auch bisherige Ausstellungen und Erwähnungen in der Literatur sind vermerkt) werden ergänzt durch zusammenfassende Erläuterungen und Würdigungen der verschiedenen Schaffensabschnitte: in sachlicher und klarer Sprache bespricht Glaesemer wichtige Blätter oder Zeichnungsgruppen, gibt er Auskunft über Motive, Stil und besondere Techniken oder über die Wiederverwendung eines Bildgedankens in Gemälden und farbigen Blättern. Dazu zitiert er ausgiebig Klee selbst, zum Teil aus bisher unveröffentlichten Briefen, so dass der Katalog zugleich eine wertvolle Monographie zum zeichnerischen Schaffen Klees geworden ist. Der Anhang enthält unter anderem ein nützliches Register der Kleeschen Titel. Dass die typographische Gestaltung bis zum Einbau der Textillustrationen und zur Präsentation der Anmerkungen (am Rand der Druckseite) ausserordentlich sorgfältig und zweckmässig ist, ist eine Äusserlichkeit, die aber hervorgehoben zu werden verdient.

Mit derselben liebevollen Sorgfalt ist die Ausstellung angelegt, die einen wesentlichen Teil der 690 Blätter öffentlich zugänglich macht. Handschriftliche Dokumente, Bücher, Fotografien geben zu-

sätzliche Informationen; Hinterglasbilder und Druckgraphik werden den entsprechenden Zeichnungen zum Vergleich gegenübergestellt. Die Zeit scheint vorbei zu sein, da man aus falsch verstandener Ehrfurcht vor dem Kunstwerk (die eigentlich eine Art Bildungshochmut war) dieses «für sich» sprechen liess und das Publikum seinem Schicksal und allenfalls einem Katalogvorwort überliess. Da wird in einer Vitrine Material und Vorgehen für die von Klee entwickelte Technik der Ölfarbbezeichnung, einer Art Monotypie, vorgeführt. Klee-Zitate und Porträtfotos gliedern die Ausstellung. Aufschlussreich ist die Reihe der gezeichneten Selbstbildnisse (die man im Katalog gern wiederfände). Sie und anderes Material – Porträtzeichnungen der Familie, von Klee mit Randzeichnungen versehene Schulbücher und -hefte, Kinderzeichnungen – stammen aus der Sammlung von Felix Klee. Dass im Werkkatalog die Sammlungsgrenzen starrer sind als für die Ausstellung, scheint mir das einzig Bedauerliche daran. Wäre es nicht möglich gewesen, die Sammlung Felix Klee und vielleicht die Sammlung Bloesch, aus der ebenfalls eine Reihe früher Zeichnungen ausgestellt ist (im Textteil kommt Glaesemer ja auf Klees Illustrationen zu dem satirischen Epos von Hans Bloesch zu sprechen), in den Katalog aufzunehmen? Sollen gar die andern museumsinternen Sammlungen neben der Klee-Stiftung nicht mitbearbeitet werden?

Man weiss, dass Klee sein zeichnerisches Werk möglichst als Ganzes überliefert wissen wollte. Sorgfältig, fast pädantisch hat er jede Skizze auf Karton aufgezogen, numeriert und beschriftet und im Oeuvreverzeichnis notiert. Nur ungern soll er sich von einem Blatt ge-

trennt und lieber eine Kopie zum Verkauf angefertigt haben. Das zeigt, welche Bedeutung er dem Zeichnen zugesessen hat, das durchaus nicht nur die nende, vorbereitende Funktion für die Gemälde hatte. Will Grohmann bemerkt dazu: «Es ist das grösste zeichnerische Oeuvre des 20. Jahrhunderts und wohl auch das bedeutendste. Wenn es von Picasso keine Zeichnungen gäbe, würde sich das Bild des Künstlers nur unerheblich ändern, im Falle Klee dagegen fehlt ohne sie eine wesentliche Seite seiner Erfindungskraft.» – Bedenken wir zudem, dass Klee erst durch das intensive Farberlebnis der Tunesienreise des Jahres 1914 mit Macke und Moilliet zur Überzeugung kam, Maler zu sein, dass also seine ganze künstlerische Energie vor diesem Datum sich auf die Zeichnung konzentriert hat und dass er auch nachher ein passionierter Zeichner geblieben ist.

Jede seiner Zeichnungen enthält etwas von der vielfältigen technischen und formalen Raffinesse, vom Witz und von der Poesie der Selbstinterpretation, vom naiv Spielerischen und vom Ernst, von der nie ganz aufgelösten Rätselhaftigkeit, die dem ganzen Werk dieses Künstlers eigen sind. Die Ausstellung wird zum Erlebnis, denn für Klees Kunst gilt in erster Linie sein vielzitiertes Wort: dass sie nicht Sichtbares wiedergebe, sondern sichtbar mache. Auch wenn die Berner Ausstellung nur bis 1920 reicht und das Schwergewicht noch auf der Entwicklung Klees liegt, sind da genug Blätter, die zu den Höhepunkten seines Schaffens zählen.

Klee bis 1920 – das sind Kindheit und Gymnasiastenzeit in Bern, Studien bei Knirr in München, italienische Reise mit Hermann Haller, 1906 Heirat mit der Pianistin Lily Stumpf und Über-

siedlung nach München, Bekanntschaft mit Kandinsky, Marc, Macke, Reisen nach Paris (Delaunay!) und Tunesien, Kriegsdienst von 1916 bis 1918 (vor allem Bürotätigkeit, die das Zeichnen nicht ganz unterbindet) und schliesslich – 1920 – Berufung an das Bauhaus in Weimar.

Klees Handzeichnungen bis 1920 – das sind Kinder- und Schülerzeichnungen, Akte und Landschaften bei Knirr, daneben weniger akademische, satirische Blätter und Karikaturen, Anatomiestudien, impressionistische Skizzen, Illustrationen zu Voltaires «Candide», kubistische und expressionistische Zeichnungen, Zeichnungen «nach Natur» oder «ohne Natur» (so Klees Benennungen im Oeuvreverzeichnis), die einen wie die andern geprägt von der eigenartigen skurrilen Welt-Anschauung dieses Künstlers.

Die Kinderzeichnungen reichen bis ins vierte Lebensjahr zurück. Es geht nicht darum, dass man darin schon das künftige Genie entdeckte. Interessant sind sie vor allem deshalb, weil Klee sie 1911 in sein Oeuvreverzeichnis aufnahm, während er zum Beispiel die virtuosen Knirr-Studien wegliess. Das verrät seine Aufmerksamkeit für das von keinem Verstand überwachte und verfälschte, unmittelbare bildnerische Schaffen. Kinderzeichnungen – er hat auch die des Sohnes Felix gesammelt, beschriftet und aufbewahrt –, Arbeiten primitiver Völker oder von Geisteskranken: «alles das ist tief ernst zu nehmen, ernster als sämtliche Pinakotheken, wenn es gilt, heute zu reformieren». Reformieren durch das Naive, damit meint er vor allem die Befreiung von entleerter Tradition, die ihm besonders seit der Italienreise als Last erschien. Es wäre aber falsch, Klees spä-

tere Zeichnungen mit kindlicher Naivität oder deren blosser Nachahmung zu erklären. Er hat die «Sage von dem Infantilismus meiner Zeichnungen» zurückgewiesen. Ziel ist vielmehr die Möglichkeit eines unmittelbaren Schaffens auf der höheren Ebene des Bewusstseins, vergleichbar der These in Kleists Aufsatz über das Marionettentheater. Ein Eintrag in Klees Tagebuch lautet: «Über diese Welt ein Betrachter oder im Weltganzen ein Kind. Der erste nicht zwiespältige Augenblick meines Lebens.»

Der Dreizehnjährige hätte die Naivität nicht gründlicher verlernen können. Er kopierte die stichartigen Schweizer Landschaften, die ein Abreisskalender Tag für Tag lieferte, und zeigte darin tatsächlich «ein gewisses Geschick in der Handhabung spitzer Bleistifte und Federn», wie er später notiert. Das Handwerkliche, das er sich so mit Disziplin aneignet, hilft ihm auch, Aarelandschaften aus der Umgebung von Bern «nach Natur» zu zeichnen. Daneben füllt er die Ränder der Lateinbücher und Mathematikhefte «ohne Natur» mit Fratzen und Karikaturen.

Diese Doppelpurigkeit ist in den Studien und Skizzen, die 1899 in der privaten Zeichenschule Knirrs entstanden sind, oft auf demselben Blatt zu beobachten. Mit einer auch vom akademischen Standpunkt aus beachtlichen Fertigkeit modelliert Klee die sicher umrissenen Akte mit lebhaften Parallelenschraffuren. Bemerkenswert sind aber auch die scharf konturierten Karikaturen, die auf das Helldunkel verzichten.

Satirische Zeichnungen sind die – einzige – Ausbeute der Romreise, und um karikierte Menschentypen handelt es sich auch bei den Skizzen «ohne Natur» bis 1906, nachdem Klee im Win-

ter 1902 «wie ein Mediziner» Anatomie gelernt und Muskelpräparate gezeichnet hat. «Fast unerträglich ist der Gedanke, in epigonischer Zeit leben zu müssen», heisst es im Tagebuch, und Glaesemer kommentiert die unproportionierten, scheinbar verzeichneten Figuren und Gesichter treffend: «Schönheit war für Klee nicht mehr darstellbar, sie konnte nur noch durch ihr Negativ fassbar gemacht werden.»

Daumier und Ensor haben hier sichtlich eingewirkt, aber zugleich wird Klee auf die französische Kunst aufmerksam, und das Spekulative erscheint ihm nun selbst als «eine Art expressionistische Sackgasse». Er – «das Viertel Schweizer in mir» – versucht, sich von der Manieriertheit des Gedanklichen zu lösen und ganz banal vor der Natur zu zeichnen, um das Ziel zu erreichen, das eine Unterscheidung von Invention und Natur hinfällig werden lässt. Es entsteht eine Reihe von ausserordentlich subtilen Federzeichnungen – Landschaften und Figuren –, deren impressionistisch kurzen Striche oder gelegentliche Lavierung mehr das Licht als starre Umrisse des Gegenständlichen festhalten. Hier erreicht Klee bereits, was ihm die Zeichnung so wert macht: «Sie kann das Gegenständliche von vornherein schemenhafter, märchenhafter, ungegenständlicher und dies ungleich mit grösserer Präzision geben.»

In den Illustrationen zu Voltaires «Candide» (1911/12) sind impressionistischer Strich und feste Kontur, Natur und Geist, Realismus und Satire vereinigt. Das Wesentliche steht Klee jetzt zur Verfügung. Wenn er auch noch Anregungen übernimmt: das Gefüge geometrischer Formen vom Kubismus – «Flucht nach rechts (abstrakt)», 1913 – oder ein gewisses expressionistisches Pa-

thos für die Illustration der «Ekstatischen Visionen» von Curt Corrinth 1919, so bleibt doch seine «Handschrift» unverkennbar: das Spielerische, das der zeichnenden Hand unreflektierte Freiheit lässt, Humor und Ironie, die interpretierende Verdeutlichungen setzen und einen Titel im nachhinein finden. Denn das Poetische in Klee's Kunst besteht nicht darin, dass er Anekdoten zeichnet, sondern dass seine Zeichnungen lesbare Dichtung sind in einer Sprache und Schrift, die dem Rationalen letztlich unzugänglich bleibt und eben dieses Unzugängliche sichtbar macht. Das wird durch «bekannte» Buchstaben und Wörter, Notenköpfe und Fermaten in der Zeichnung unterstrichen. Es hiesse, dass auch eine Zeichnung, wie Sprache oder Musik, als Vorgang in der Zeit aufzufassen ist. Dazu fordern die häufigen Pfeile auf, etwa in der schönen Tuschnadelzeichnung «Der Weg von Unklaich nach China» von 1920. Da gelangen wir über Geraden und Kurven an Kreisen vorbei eine Zickzacklinie hinauf zu einem pagoden-

artigen, schwebenden Gebäude, von dem ein schlanker Pfeil nach China weist, als ob es eine Anlegestelle für Luftschiffe wäre. Ähnlich hat Klee einmal die Übereinstimmung von graphischen und inhaltlichen Elementen deutet (wobei es sicher nicht richtig wäre, diese spontanen Gleichungen für verbindliche «Übersetzungshilfen» zu halten): «Setzen wir uns über den toten Punkt weg in Bewegung, dies sei die erste Tat. Bald wird Halt gemacht, um Atem zu holen. (Unterbrochene oder, bei mehrmaligem Halt, gegliederte Linie.) Sehen wir zurück, wie weit wir schon sind (Gegenbewegung). Bleiben wir stehn und überlegen im Geiste die Wege nach verschiedenen Seiten (Linienbündel). Ein Fluss will uns Schwierigkeiten machen, und wir müssen uns eines Bootes bedienen (Wellenbewegung). Weiter oben wäre eine Brücke gewesen (Bogenreihe). Drüben treffen wir einen Gleichgesinnten, der auch dahin will, wo die Erkenntnis grösser ist.»

Uli Däster